

Mein Wort zum Feyerabend

Wissenschaftstheorie in postfaktischen Zeiten

| BERND LADWIG | **Kann die postmoderne Wissenschaftskritik die Methoden der Wahrheitssuche in der Wissenschaft erhellen? Ein Rückgriff auf Paul Feyerabend.**

In jedem Wintersemester trage ich über Wissenschaftstheorie vor. Ich spreche darüber, was Wissenschaft, soziologisch und epistemologisch gesehen, zur Wissenschaft macht und was sie von anderen Praktiken wie Politik, Recht, Wirtschaft oder Kunst unterscheidet. Dabei gehe ich auch auf die Wissenschaftskritik Paul Feyerabends ein. Feyerabend war ein intelligenter, geistreicher und humorvoller Autor. Er wusch Dogmatikern des Wissenschaftsdenkens den Kopf, wofür ihm Dank gebührt. Man kann viel von ihm lernen über die Schwierigkeit, Wissenschaft von Voodoo und anderen wissenschaftlich verachteten Praktiken abzugrenzen.

Diese Schwierigkeit, so denke ich, ist real, aber nicht unüberwindlich. Das Gute an Wissenschaft ist nicht, dass sie gesichertes Wissen hervorbringt, sondern dass sie uns vor Borniertheit bewahrt. Wissenschaft ist institutionalisierte Kritik zu Erkenntniszwecken. Wir ersinnen Verfahren wie experimentelle Wiederholbarkeit oder Begutachtung durch Fachkollegen, damit wir uns nicht auf unseren Lorbeeren ausruhen können. Wie genau dies geschieht, hängt von den Erkenntniszwecken ab, die in verschie-

denen Wissenschaften verschieden sind. Es gibt nicht die eine Methode, die Teilchenphysik und Shakespeareforschung verbindet. Die Hirnforschung hilft uns nicht, Sonette zu verstehen. Die Gendertheorie kann zur Lösung mathematischer Rätsel nichts beitragen (vielleicht aber zu der des Rätsels, warum so wenige Frauen Preise für höhere Mathematik einheimsen). Immer aber sollen wissenschaftliche Verfahren gewährleisten, dass wir den Gegenständen gerecht werden, anstatt uns im Wunschenken zu verlieren. Wahrheit ist nichts, was wir in Taschen nach Hause tragen können. Doch sie ist eine regulative Idee, die uns daran erinnert, dass unsere noch so gut gerechtfertigten Meinungen gleichwohl falsch sein könnten.

Wissenschaftsfunktionäre tun der Wissenschaft keinen Gefallen, wenn sie deren öffentliche Rolle damit rechtfertigen, dass sie uns fraglose Gewissheiten gebe. Sie sollten lieber sagen, dass wir der Wahrheit am besten dadurch dienen, dass wir unsere Meinungen methodisch testen. Das mag politisch weniger Eindruck schinden, dürfte dem Ansehen der Wissenschaft aber längerfristig eher nützen als das Bluffen mit Sicherheiten, die sie seriöserweise nicht bieten kann.

Vor allem aber würde es deutlich machen, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von Leuten unterscheidet, die ihr Bauchgefühl zur Wissensautorität erheben oder gegen jede Evidenz behaupten, Gott habe die Welt in sechs Tagen geschaffen, weil dies so in der Bibel steht. Solche Leute sind erschreckend zahl- und einflussreich.

Dies bringt mich zurück zu Feyer-

abend. Dieser sagte, da keine einzige Methode die Wissenschaft von anderen Weisen der Wahrheitssuche trennscharf unterscheidet, sollten wir sie behandeln wie andere Glaubensrichtungen auch. Wir sollten Staat und Wissenschaft so voneinander trennen wie schon Staat und Religion. Bürgerinnen und Bürger dürften dann demokratisch darüber befinden, was an ihren Schulen gelehrt werden solle. Im postmodernistisch geprägten Geistesklima der siebziger und achtziger Jahre galt dies vielen als befreiende Botschaft. Nicht wenige bewunderten Feyerabend für seine feine Ironie und den subversiven Witz, mit dem er humorlose Aufklärer wie Popper oder Habermas in die Pfanne haute. Heute sollte uns das Lachen vergehen, wenn wir an die Evidenzverachtung an der Spitze des stärksten Staates der Welt denken.

Die postmoderne Wissenschaftskritik hat ihre politische Unschuld verloren. Der Glaube, sie sei automatisch links und emanzipatorisch, war ein Irrglaube, wie jetzt offen zutage tritt. Die Politik des „Postfaktischen“ ist bei rabiaten Rechten erschreckend gut aufgehoben. Das frivole Gerede von einem „Fundamentalismus der Aufklärung“ hat tatsächlichem Fundamentalismus das Leben leichter gemacht als nötig. Dies rechtfertigt keine Rückkehr zu verblichenen Idealen wie der Einheitswissenschaft der Positivisten oder dem Glauben, Wissenschaft könne Vermutungen ein für allemal bestätigen oder widerlegen und uns somit fraglose Gewissheit geben. Es rechtfertigt aber eine Erinnerung daran, wie wertvoll institutionalisierte Kritik und das Ernstnehmen von Evidenzen sind. In genau diesem Sinne ist Wissenschaft unersetzlich und das Beste, was wir haben, wenn uns an der Wahrheit liegt.

AUTOR



Bernd Ladwig ist Professor für Politische Theorie und Philosophie am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin.